Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 3

Artikel: Dödelis hohe Zeit und Heimschaffung [Schluss]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633237

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 19. Januar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Winterbild.

Von Karl Stamm.

Vom Winterschweigen übermannt
Liegt rings das Land im Schlaf gebannt.
Ein Bächlein nur, als wie ein Kind
Im Glücke für Gefahren blind,
Von seinem eigenen Sang betört,
Von niemand als sich selbst gehört,
Die altgewohnten Gleise fließt,
In tiefe Mulden sich ergießt.
Und plätschert hin und achtet's kaum,
Wie glasiges Eis an seinem Saum
Sich kühl in seine Tropfen drängt,
Als wie mit Armen es umfängt
Und dicht in seine Schleier hüllt,
Mit seinem Tod es ganz erfüllt.
Doch wie im Traume klingt sein Wort.
Noch unterm Eise singt es fort.
Das aber folgt ihm auf dem Grund,
Verhält ihm trotzig-hart den Mund:
Ob es nun endlich schlafen will? —
Nun schläft es tief. Nun ist es still.

Dödelis hohe Zeit und Heimschaffung.

Von Jakob Boßhart.

3

Der Präsident stutzte: „Das ist etwas anderes; für den T'haus könnt Ihr beim Säckelmeister zwanzig Franken holen, und wenn's Euch sonst eilt, so geht heut noch zum Zivil. Mit dem Dödeli red' ich selber."

Dann war es, wie wenn der Präsident in seinen alten Tagen plötzlich nochmals Stimmbruch erfahren sollte; seine Stimme schlug auf einmal ins Tiefere und Salbungsvolle um und er sagte: „Wir sind Euch nun entgegengekommen, Schuppli, wie eine Gemeinde einem Zugereisten nicht alle Tage entgegenkommt. Das ist zu achten. Wir halten Euch für einen geschickten Schuhmacher, dem zu einem seßhaften Leben nur der eigene Tisch und die eigene Bettstatt fehlt. Zeigt nun, daß Ihr unsere gute Meinung verdient und haltet die Dödeli Schudel wie's Brauch und Recht ist." Dann in seinen gewöhnlichen Ton umschlagend: „An Arbeit soll es Euch nicht fehlen; seit der Nachbar Röggeli tot ist, sperren alle Schuhe im Dorf die Mäuler auf; ich weiß nicht, schnappen sie nach Wasser oder brüllen sie nach dem Pechludi."

Damit schloß er die Sitzung. Nur einer ging mit beschwertem Herzen nach Hause.

Als der Präsident über den Kirchplatz schritt, erblickte er das Dödeli vor der Türe des Sigristen, wo es Schnee wegscheuerte. „Komm unter Licht zu mir," rief er ihr gedämpft zu. Sie, die nicht recht verstanden hatte, warf gleich den Besen hin und folgte ihm wie ein Schäfchen. Er führte sie in seine Tenne und fragte sie mit verschmitzten Augen, ob sie den Schuhmacher Schuppli kenne. Ihr Gesicht wurde um die Hälfte breiter, als sie den Namen hörte, und sie fing an, verlegen an ihrer Schürze zu zupfen. Er verfolgte die Wirkung seiner Frage mit Wohlgefallen und forschte weiter: „Was würdest du dazu sagen, Dödeli, wenn man dir einen Mann gäbe?"

„Mir? Einen rechten?" wunderte sie und machte Augen, als wollte sie damit den Präsidenten verschlingen.

„Ja, einen rechten, mit Haar ums ganze Maul herum."

Nun schlug sie die Hände zusammen, zog geräuschvoll die Luft zwischen den Lippen ein und brach dann in ein so glückliches Lachen aus, daß auch dem Präsidenten die Lippen etwas zuckten. Er fuhr mit verstelltem Ernst fort: „Ich weiß nicht, gebe ich dir meinen Knecht, den Joggeli, er ist noch nicht einmal sechzig, oder den Kaminfeger Gniggnäck. Der hinkt zwar etwas, seit er im Löwen das Kamin heruntergefallen ist, hat aber sonst keinen Leibschaden und hält noch lange zusammen."

Sie verzog das Gesicht.

„Oder wickle ich dich vielleicht in einen Schuhmacherschurz ein?"

Nun lachte sie wieder hell heraus, wie eine Trompete, und humpelte im Kreis herum. Er gab ihr einen Klaps auf die Backe und schickte sie nach Hause. „Wenn du aber dem Meister etwas ausschwatzest," schärfte er ihr ein, „gibt's keinen Mann oder höchstens den Gniggnäck."

An jenem Abend geschah das Seltsame, daß das Dödeli zu singen versuchte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Es war ein Reim, den es irgend einmal aufgefangen hatte: „I der Chile ischt en Tritt, wo me d'Liebi zämmegit." Kein Ton stimmte zum andern; aber lustig klang's doch. Auch der Präsident war wohlgelaunt; er durchstöberte seine Scheune und pfiff vor sich hin, was er sonst nur tat, wenn er einen ganz guten Handel abgeschlossen hatte.

In den ersten Tagen des neuen Jahres war Hochzeit in Illingen; der Schuster brachte sein Dödeli unter Dach. Die Braut war ganz hochmütig auf ihren Mann und den neuen Rock. Als die beiden das Dorf hinunterschritten, krachte es ein paarmal so heftig, daß die Eiszapfen von den Dächern plumpsten. Der Präsident hatte seinem Knecht befohlen, Wurzelstöcke zu sprengen, die seit letztem Herbst oben an seinem Haus gelegen hatten. Etwas Pulver schien ihm das Hochzeitspaar schon wert zu sein, und er wußte, daß er überdies den Sigristen ärgerte, der in der Gemeinde gegen ihn wühlte, seit das Trötteli an einen andern vergeben worden war.

Schuppli führte seine junge Frau in die Rätsche, ein verlottertes Haus, das man ihm um billigen Mietzies überlassen hatte. Schon am zweiten Tag zog schlimmes Wetter in die Rätsche ein. Der Tag hatte sich gut angelassen. In der Frühe klopfte der Schuster so munter auf sein Leder los, daß der Stein auf seinen Knien fast wie eine Glocke klang. Dann aber schoß ihm plötzlich etwas durch den Kopf; er warf Hammer und Stein unter den Werktisch und lief ins Dorf hinauf. Als er wiederkehrte, fuhr er wie ein Donnerschlag ins Haus und auf das Dödeli los. Er hatte beim Säckelmeister das versprochene Bargeld holen wollen und erfahren, daß man es ohne Umwege Nöggelis Witwe ausgeliefert hatte. Das war ein Schelmenstreich, für den ihm seine Frau herhalten mußte. Den ganzen Tag ging es im Schusterhause zu wie an einem schwülen Sommertag: ein Gewitter nach dem andern zog herauf und donnerte sich aus. Eine halbe Stunde klopfte der Schuster sein Leder wie wild oder schlug Nägel in die Sohlen; dann sprang er auf und wetterte das Trötteli in alle Winkel und Ecken hinein. Am Abend trug er die zusammengefluchte Arbeit ins Kundenhaus, ließ sich den Lohn auszahlen und beschloß den Tag im Freihof, wo er auf den Präsidenten losklopfte wie zu Hause auf das Sohlleder.

So nahm das Leben in der Rätsche seinen Anfang und so blieb es. Die Schuhmacherin ließ alles über sich ergehen oder nahm es hin, wie andere Leute Regenwetter oder Frost als etwas Unabwendbares, zum Leben Gehöriges. Sie war stolz, eine Frau zu heißen, und empfand, daß solche Ehre ein Opfer heische. Es war trotz allem ihre hohe Zeit. Sie sah zu ihrem Manne hinauf und fühlte wahrscheinlich ihr Elend weniger, als es eine andere empfunden hätte. Nur wenn Schuppli seinen Zorn ganz überlaufen ließ und zum Knieriemen griff, kauerte sie in einem Schlupfwinkel nieder und wimmerte und wehklagte wie ein kleines Kind. Damit führte sie, ohne es zu wollen, immer das Ende des Zankes herbei; denn Schuppli war Weibertränen gegenüber machtlos und hätte sich von ihnen aus der Welt jagen lassen. Es gibt ja harte Steine, die mürbe Stellen haben. Eine andere hätte aus dieser Gemütsanlage ihres Mannes ihren Nutzen gezogen; der Schuhmacherin fiel das nicht einmal ein; sie weinte nur, wenn sie Grund hatte, und der Grund mußte wenigstens ein geschwungener Knieriemen sein. Wenn Nachbarinnen sie verhetzen wollten, ging sie nicht darauf ein, sondern nahm den Mann in Schutz: „Schuppli ist gäch, aber meint's nicht schlimm, muß viel Leder klopfen." Ließ man diese Worte nicht gelten, so konnte sie böse werden und ihren Mann mit den kräftigsten Ausdrücken verteidigen, die man ihr selber schon angeworfen hatte, und sie besaß einen reichen Vorrat.

Kam über den Schuster die durstige Zeit und rutschte er ganze Tage auf der Wirtsbank herum, so ging sie ohne Umstände zu andern Leuten und half bei der Arbeit aus, wofür sie manchmal ein paar Rappen erhielt, manchmal auch nichts. Was sie verdiente, lieferte sie getreulich und stolz dem Mann ab und war glücklich, wenn er es ohne böse Worte hinnahm und mit zufriedenem Gesicht von ihr weg in den Freihof trug.

Nach anderthalb Jahren kam sie nieder, ohne Hilfe, ohne nach einem Menschen zu schreien. Schuppli war im Wirtshaus; er hatte das Ereignis seit Tagen in übler Laune erwartet. Als er angeheitert heimkehrte und den Segen in der Wiege entdeckte, stellte er sich schwankend davor auf, sah eine lange Weile mit seinen feuchten Augen nach dem armen, kleinen Wesen, pfiff etwas Mißtöniges vor sich hin und machte sich dann im Schrank zu schaffen. Das Trötteli merkte nichts davon; es war vor Ermattung fest eingeschlafen. Als es erwachte, war der Mann fort und mit ihm das Felleisen, das an der Wand gehangen hatte. Draußen strich ein klarer Sommerwind übers Land; ihm war der Schuster gefolgt; man sah ihn nie mehr in der Gegend.

Das Trötteli weinte ihm ein paar Tage lang nach. Dann fand es Trost in dem Kind, mit dem es nun spielte wie kleine Mädchen mit ihren Puppen. Es machte ihm aus Fetzen Kleider, die unordentlich genug gerieten. Es packte das Würmchen unermüdlich ein und aus, konnte sich nicht genug tun und sich nicht satt daran sehen. Gewöhnlich war eine Katze in der Nähe, die ein Junges hatte und es ebenso unermüdlich schleckte, wie Dödeli sein Kleines küßte. Die Leute standen manchmal vor der Rätsche still und sahen kopfschüttelnd den beiden gleichen Müttern zu. Der Pfarrer versorgte die verlassene Wöchnerin mit dem Nötigsten. Als er ihr einmal bedeutete, sie solle nun wieder ans Arbeiten denken, die Kräfte seien ja wieder vorhanden, nahm sie gleich ihr Kind auf den einen und die beiden Katzen auf den andern Arm, stellte sich dem Sigrist in die Stube und sagte: „Ich bin wieder heimgekommen."

Der Sigrist, in dem noch immer ein Wurm nagte, wollte ihr die Türe weisen; aber seine Frau legte sich ins Mittel und das Dödeli durfte bleiben.

Folgenden Tages suchte der Sigrist den Präsidenten auf und legte ihm die Sache mit verhaltenem Grimm vor: Die Gemeinde habe es um ihn nicht verdient, daß er jetzt umsonst zwei Mäuler an seinen Tisch heranlasse; er erwarte, daß man ihn schadlos halte.

Der Präsident begriff ihn beim ersten Wort und war sehr entgegenkommend. Er ließ gleich den Lehrer rufen und setzte mit ihm zusammen ein Schreiben auf, in dem die Gemeinde Büttikon, Dödelis neue Heimat, aufgefordert wurde, für die im Stichgelassene und ihr Kind ein angemessenes Kostgeld zu schicken.

Büttikon regte sich auf dieses Schreiben nicht; es ging ein zweites, kürzeres, aber umso deutlicheres ab. Nun kam die Antwort: Man sei in Büttikon den Illingern nachgegangen und hinter den schmutzigen Handel gekommen; Geld schicke man keines; wenn die Dorothea Schuppli, für deren Zuwendung man danke, eine Unterstützung wünsche, so solle sie selber kommen.

Ein paar Tage darnach erhielt der Wächter Bleuler Befehl, die Schuhmacherin heimzuschaffen. Am frühen Morgen trat er in der Amtskappe beim Sigristen ein. Das Trötteli war ganz unvorbereitet. Der Sigrist hatte ihm seine magern Habseligkeiten am Abend eigenhändig und ohne Wissen seiner Frau in ein Bündel verpackt, hieß es nun das Kind auf den Arme nehmen und dem Wächter folgen. Die Arme verstand erst nicht, worum es sich handelte, und tat wie in einem Taumel alles, was man sie hieß. Aber draußen auf dem Dorfplatz, wo die Straßen auseinander gingen und ein Wegweiser nach vier Richtungen die Arme ausstreckte, dämmerte es in ihr auf. Sie blieb stehen, setzte sich auf den Prellstein und fing an, mit ihrem Kind zu spielen, und tat, als sei der Wächter neben ihr Luft. Die Leute blieben stehen oder traten aus den Häusern: der Wächter wurde ungeduldig und drängte; man fing an zu witzeln; er wurde grob und faßte die Schuhmacherin heftig an. Er wollte sie fortschleppen; sie aber rief, sie müsse nochmals heimgehen; sie habe die Katzen vergessen. Er wußte nichts von ihren Katzen und stutzte. Sie benützte sein Zaudern, legte rasch ihr Kind auf den Boden und umschlang mit beiden Armen den Pfosten des Wegweisers. „Ah, du Luder!" rief er, „ich will dir!" Es entstand ein Raufen zwischen den beiden; sie schrie und wehrte sich verzweifelt; er zerrte an ihr und fluchte. Das halbe Dorf stand jetzt dabei; die Männer polterten gegen die Widerspenstige und rieten dem Wächter zur Gewalt, während einige Weiber für das Dödeli Partei nahmen, vor allem die Sigristin, die für ihre einstige Magd ein Stück Herz haben mochte. Sie rief überlaut, das sei himmelschreiend; das Dödeli solle nur wieder heim kommen, sie wolle es mit dem Mann schon ausfechten.

Unterdessen war der Präsident herzugeschlichen und hatte mit seinen halbüberdeckten Augen rasch die Lage überschaut. Er ging auf den Wächter zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Nimm das Kind und geh damit deines Weges." Der Wächter ließ das arme Geschöpf los und tat, wie ihm befohlen. Und nun bot sich den Illingern ein seltsames Schauspiel: Das Trötteli verfolgte das Beginnen des Wächters mit angsterfüllten Augen; es glaubte, man wolle es von seinem Kleinen trennen und verzog das Gesicht, wie Kinder tun, die nah am Weinen sind. Es kämpfte mit sich, ließ mit dem rechten Arm den Wegweiser los und streckte ihn weit nach dem Kinde aus, das man ihm wegtrug, während der linke noch krampfhaft um den Pfosten lag. Es war wie ein Kampf zwischen den beiden Armen; aber der nach dem Kinde strebende erwies sich als der stärkere; der linke lockerte sich, fiel herunter und streckte sich dann auch in der Richtung des andern.

„Ja, ja, geh nur! Lauf ihm nach!" rief der Präsident der Schuhmacherin zu und wollte ihr mit einem Stoß der Hand den Anfang der Reise erleichtern, sie in Gang setzen. Sie aber, die in ihrem Leben noch nie etwas Gewalttätiges versucht hatte, wandte sich wild gegen ihn und fuhr ihm mit den schwarzen Nägeln so grimmig übers Gesicht, daß ihm gleich das Blut in ein paar roten Streifen über die Backen rieselte. Dann watschelte sie, so rasch sie vermochte, ihrem Kinde nach und schrie wie eine Tiermutter nach ihrem Jungen. Immer das Kind im Auge, folgte sie dem Wächter willenlos zum Dorf und zum Tal hinaus.

Alles, was ein Mutterherz im Leibe hatte, empfand Mitleid mit ihr und die Sigristin lieh dem allgemeinen Gefühl die Zunge: „O du armes Trötteli, was wird aus dir werden!" Dann blickte sie, in einem Ausbruch von Zorn die Hand auf die Schürze schlagend, den Präsidenten an und rief: „Das verfluchte Mannsvolk!"

Die Tränen rannen ihr in dicken Tropfen über die Backen. Wie sie so dastand und die Straße hinausschaute, strichen ihr Dödelis Katzen, die ihr nachgelaufen waren, um den Rock. Sie hob das Junge liebevoll auf und trug es schmeichelnd und mit freundlichem Zuspruch ins Haus zurück. Die Alte, um das Los des Kleinen besorgt, folgte ihr miauend.

— Ende. —

Zu Paul Zehnders Don Quichotte-Zeichnungen.

„In einem Dorfe von la Mancha (spanische Provinz), dessen Namen ich mich nicht entsinnen mag, lebte unlängst ein Edler, einer von denen, die eine Lanze auf dem Vorplatz haben, einen alten Schild, einen dürren Klepper und einen Jagdhund. Eine Olla, mehr von Rind- als Hammelfleisch, des Abends gewöhnlich kalte Küche, des Sonnabends arme Ritter und Freitags Linsen, Sonntags aber einige gebratene Tauben zur Zugabe, verzehrten drei Viertel seiner Einnahme. Das übrige ging auf für ein Wams von bestem Tuch, Beinkleider von Samt für die Festtage, Pantoffeln derselben Art, ingleichen für ein auserlesenes ungefärbtes Tuch, womit er sich in den Wochentagen schmückte. Bei ihm lebte eine Haushälterin, die die Vierzig verlassen, und eine Nichte, die die Zwanzig noch nicht erreicht hatte, zugleich ein Bursche, in Felddienst und Hausarbeit gewandt, der sowohl den Klepper satteln, als auch die Axt zu führen wußte. Das Alter unseres Edlen reicht an die Fünfziger. Er war von frischer Konstitution, mager, von dürrem Gesichte, ein großer Frühaufsteher und Freund der Jagd." So nach Tiecks Uebersetzung der Eingang von Don Miguel de Cervantes unsterblicher Rittergeschichte. Das erste Kapitel erzählt uns dann weiter, wie dieser spanische Edle in seinen Mußestunden so viele Rittergeschichten gelesen, daß ihm darob der Verstand verloren gegangen. Er bildete sich fest ein, daß all die Tollheiten, die er da las, wahr wären, und er verfiel auf den unglückseligen Gedanken, selber ein irrender Ritter zu werden und nach Abenteuern auszugehen zur